

Inkludiert in Anderland

Was wir von Menschen mit Demenz über Liturgie lernen können

Viele Gemeinden machen sich auf den Weg, um inklusive Gottesdienste mit Menschen mit einer Demenz und ihren Angehörigen zu feiern. „Inklusiv“ heißt, räumlich leicht zu erreichen und barrierefrei, zeitlich so angesetzt, dass es für Angehörige günstig ist und die Aufmerksamkeitsspanne der alten Menschen nicht überdehnt wird. Das heißt vertraute Liturgie und bekannte Lieder, eine verständliche, von Symbolen unterstützte Predigt. Und besonders „inklusiv“ ist so ein Gottesdienst, wenn er nicht nur als besonderer Event, sondern in Abständen als „normaler“ Sonntagsgottesdienst angeboten wird.

Inklusion bedeutet aber nicht nur etwas *für* Menschen mit einer Demenz und ihre An- und Zugehörigen anzubieten, besser noch *mit* ihnen, sondern auch *von* ihnen zu lernen. Dieses Lernen beinhaltet nicht nur die Wertschätzung „tiefer Emotionalität“, von „Ehrlichkeit“ und „Leben im Augenblick“ und andere Eigenschaften, die Menschen mit einer Demenz jovial zugeschrieben werden.

Ich möchte im Folgenden nicht ausführen, wie Gottesdienste und Andachten für Menschen mit Demenz gestaltet werden können, sondern was „wir“ von ihnen zu einem tieferen Verständnis des Gottesdienstes empfangen und aus inklusiven oder Heimgottesdiensten lernen können. Dies wird keine völlig neue Sicht auf die Liturgie sein, vielleicht aber ein Wiederentdecken von Bekanntem, das oft zur Routine geworden ist. „Die Gottesdienste sind ja soooo langweilig,“ heißt es dann, gelegentlich zu recht, oft aber auch, weil ein geistlicher Hunger verloren gegangen ist und nur die Lust auf ein Appetithäppchen verblieben.

Es können nicht alle Teile der Liturgie betrachtet werden, nur einige Aspekte.

Sich bewegen: Auf dem Weg zur Kirche

Womit beginnt der Gottesdienst?

Der Gottesdienst beginnt damit, überhaupt aufzustehen.

Aber gehen wir wissenschaftlich vor. Thomas Klie, Liturgiker aus Greifswald, nennt als Beginn des Gottesdienstes den Kirchgang¹. Wer in der Schweiz oder im Schwarzwald wandert, findet manchmal Wege als „alten Kirchweg“ ausgeschildert. Diese Wege sind oft steil und anspruchsvoll. Mein Kirchweg als Kind dauerte zu Fuß –der Bus kostete Geld!- jeweils 40 Minuten. Er führte zunächst aus der kleinen Siedlung durch einen längeren Grünstreifen mit Wildrosenhecken und Bänken entlang, dann-erster Höhepunkt- durch eine kleine Bahnunterführung. Dann ging es am Haus von Herrn Bommer vorbei- in dessen Keller standen große Zinkwannen mit Fischen. Dort konnte man Aale kaufen. Weiter ging es am kleinen Bahnhof vorbei und dann wurde es gefährlich: da stand das Räuberhaus! Das Räuberhaus war ein älteres, an einen feuchten Hang gelehntes Fachwerkhaus, in dem sozial schwächere Menschen lebten. Deshalb wurde es politisch unkorrekt so benannt. Jetzt ging es ein Stück die Bahnlinie entlang und dann kamen die etwas besseren Häuser. Dort saßen in der Morgensonne manchmal Leute auf dem Balkon und frühstückten- statt zur Kirche zugehen, wie der Pfarrer nachher kritisieren sollte. Und dann ging es steil bergauf- Bergkirche hieß die Kirche nicht umsonst.

Warum diese lange Einleitung? Weil ich mich nach 50 Jahren noch genau an den Kirchweg erinnere, während mir die Predigten aus der Zeit (es ging –Nachkriegszeit- in der Regel um Sünde und Gericht) entfallen sind.

Weil ich oft noch von dem Weg träume. Der Weg hat sich mir als innere Landschaft eingeprägt.

Vielleicht ist dies bei manchen alten Menschen auch noch so, denn der Kirchweg war nicht einfach Bewegung von hier nach da: Er war Stadt- oder Naturerlebnis. Er konnte Gemeinschaftserlebnis sein, wenn man als Familie oder mit anderen Kindern ging. Der Eintritt in die Kirche eröffnete die soziale Taxierung: Wer saß wo und war wie gekleidet? In ganz früheren Zeiten konnte die Kirche auch Ort von Blickkontakten, Flirts, der Eheanbahnung sein. Und diese Erinnerungen ruhen noch in den alten Menschen, bei einer Demenz können sie sogar neu lebendig werden. Und dann ist im Pflegeheim dieser innere Kirchweg überlagert von der Gegenwart: Bringt man mich auch wirklich hin zum Gottesdienst? Komme ich rechtzeitig? O weh, jetzt muss ich vor dem Aufzug auch noch warten! Ist mein Platz noch frei?

¹ Thomas Klie, Fremde Heimat Liturgie. 2010.

Die nordelbische Kirche hat sich daher ein besonderes Angebot ausgedacht: Pflegeheimbewohner*innen machen gemeinsam, zu Fuß oder im Rollstuhl oder mit dem Bus zu einer bekannten, alten Kirche. Und feiern dort einen kurzen Gottesdienst. Danach gibt es Kaffee und Kuchen. Der Kirchgang und die Kirchfahrt gehören so zum liturgischen Geschehen dazu, bei manchen wird auch das Wiedererkennen von vertrautem- einer Straßenecke, eines Gotteshauses—aktiviert. Es hat daher besondere Bedeutung, dass inklusive Gottesdienste in Kirchen stattfinden (bzw. wenn Pflegeheime eigene Kapellen besitzen), denn Weg und Raum haben eine besondere Bedeutung.

Platz nehmen

Der Gottesdienst, die Liturgie als ritueller Vollzug sind „Verkörperungsprozesse und Körperinszenierungen.“² Wer einen Gottesdienst hält oder als Gemeindemitglied daran teilnimmt, bewegt sich bzw. sitzt als Körper im Raum. Der Kirchenraum hat seine eigene Sprache und färbt das liturgische Geschehen entsprechend ein. Der Gottesdienst in der mittelalterlichen Wehrkirche gestaltet sich anders und wird anders rezipiert als der im lichtdurchfluteten, modernen Gotteshaus. Der figurenstrahlende Kirchenraum hat eine andere Botschaft als der nüchterne Gebetssaal.

Wie wirkt ein Gottesdienst in einer hauseigenen Kapelle, die dicht besetzt ist ? Oder im Festzelt anlässlich des Heim-Jubiläums? Oder im noch nach dem Schweiß von der Gymnastikgruppe riechenden Mehrzweckraum? Oder bei Kaffeedüften im Wohnbereich?

Gottesdienst bedeutet Raum geben: Den Erinnerungen und den Menschen. Dies wird im Altenpflegeheim manchmal befremdlich erlebt, wenn die Gottesdienstteilnehmenden zunächst einmal auf „ihrem“ Platz beharren, weil ihr Rollstuhl immer da steht, weil sie jedes Mal genau hier sitzen. Die Menschen, die durch das Alter, die Pflegebedürftigkeit, den Einzug in eine Einrichtung so viel aufgeben mussten, möchten hier die letzte Sicherheit des „eigenen Platzes“ erfahren. Hannah Arendt hat dies die „Haltbarkeit der Dinge“ genannt, die dadurch Identität stabilisieren, indem „der gleiche Stuhl und der gleiche Tisch den jeden Tag veränderten Menschen mit gleich bleibender Vertrautheit entgegenstehen.“³ Für Menschen, denen die Zeit zerfließt, bietet „ihr Platz“ eine gewisse Stabilität. Jede*r

² Byung-Chul Han, Vom Verschwinden der Rituale. Eine Topologie der Gegenwart. Berlin 2019, S. 20.

³ Hannah Arendt, Vita activa oder Vom tätigen Leben. München 2016, S. 162.

Gottesdienstbesucher*in hat Gewohnheiten: viele setzen sich gerne ganz hinten hin, andere suchen Nähe in bereits besetzten Reihen, andere wieder bevorzugen eine Bank für sich allein. Gottesdienstbesuch heißt Platz nehmen, sich Raum nehmen. Auch wenn es nicht bewusst gedacht wird, so bedeutet dies auch: Diesen Riss in der Fliese wird es immer noch geben, auch wenn ich nicht mehr da bin, diese Heiligenfigur. Es sind auch die Dinge und Gegenstände (Kreuz, Bibel, Kerzen), die Identität stabilisieren.

Gottesdienst feiern heißt, sich als Körper im Raum erleben.: Die Bank ist zu hart, hier ist es empfindlich kühl, die Sonntagskleidung kneift, von hier höre ich ja gar nichts und weiß jemand, ob es hier eine Toilette gibt? Es ist die *sarx*, die die Härte eines Kirchengestühls hautnah erlebt.

Verkörpern

Religion impliziert nicht nur intellektuelles, geistiges oder emotionales Erkennen, sondern auch körperliches Erleben: Mehr oder weniger esoterische Reiseführer zu „Kraftorten“, „mythischen“ Orten oder „100 Glücksorten in ihrer Stadt, die Sie unbedingt besucht haben müssen“, wissen davon. In seiner Studie „Das Heilige“ stellt der Religionswissenschaftler Rudolf Otto die These auf, die Erfahrung des Heiligen sei in fast allen Religionen –noch vor deren Gebäude aus Schriften, Riten, Traditionen- bekannt und sie sei eine durchaus körperliche, die sich in Entzücken oder Schaudern ausdrücken könne. Schön belegt dies „Sonntagslied des Schäfers“ von Ludwig Uhland:

„Das ist der Tag des Herrn.
Ich bin allein auf weiter Flur
Noch eine Morgenglocke nur
nun Stille nah und fern.

Anbetend knie ich hier.
O süßes Graun, geheimes Wehn,
als knieten viele ungesehn
und beteten mit mir.

Der Himmel nah und fern,
Er ist so klar und feierlich
so ganz als wollt´ er öffnen sich.
Das ist der Tag des Herrn.“⁴

Uhland deutet das Erleben des Schafhirten im Sinne der christlichen Kultur (Glocke, Sonntag), ursprünglich geht es aber um eine körperliche Wahrnehmung- der Hirte fühlt ein „Umwehen“, das ihn in die Knie zwingt.

Schaurig schön kühl wurde mir als Kind auch, wenn die Gemeinde sich erhob, wie eine Mauer stand und „Wachet auf, ruft uns die Stimme“ sang. Das war doch was anderes, als „Weil ich Jesu Schäflein bin“ im Kindergottesdienst- der für mich eigentlich kein richtiger Gottesdienst war, da das Schaudererlebnis ausblieb.

Wärmend und besonders schön war dann, wenn die Sonne durch die bunten Fenster fiel und mich, mich!, rot oder golden sprenkelte! Rudolf Otto⁵ nennt das die Erfahrung des *fascinatum*, also des Anziehenden, Entzückenden und die Erfahrung des *tremendum*, also des Schauer erregenden oder manchmal auch Erschreckenden. Solche Erfahrungen gingen der rational und moralisch entfalteten Religion voraus. „Als nun Jakob von seinem Schlaf aufwachte, sprach er: Fürwahr, der Herr ist an dieser Städte, und ich wusste es nicht. Und er fürchtete sich und sprach: Wie heilig ist diese Städte! Hier ist nichts anderes als Gottes Haus und hier ist die Pforte des Himmels.“ (Gen 28,16f.)

Diese körperliche Erfahrung sollten wir auch bedenken, wenn es um das Erleben von Menschen mit einer Demenz geht. Mehrzweckräume im Pflegeheim ermöglichen solche Gefühle wohl weniger. Dennoch: Anwesenheit im Gottesdienst ist zunächst einmal leibliche Präsenz:

- Ich komme an.
- Ich habe meinen Platz. Deshalb kommt es auch manchmal zu Streitigkeiten, wenn der gewohnte Platz besetzt ist.
- Ich werde berührt- bei der Hand genommen.
- Von hier aus sehe ich nichts, höre ich fast nichts.
- Mein Körper ist „kultiviert“: durch sonntägliche Kleidung, Schweigen, Haltung.

⁴ Erstdruck: Gedichte von Ludwig Uhland. Stuttgart/Tübingen 1815.

⁵ Rudolf Otto, Das Heilige: Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen. 1917 (Neudruck München 2004).

- In der Kirche ist es warm/kalt.
- Das Sitzen tut nach einiger Zeit weh.
- Es ist angenehm dunkel/hell.

Und auch die Liturgin/der Liturg sind in Gottesdiensten mit dementiell veränderten Menschen als Körper da. Das sind sie in anderen Gottesdiensten, gnädig bedeckt vom Talar, natürlich auch. Im Gottesdienst mit dementiell veränderten Menschen werden Liturg oder Liturgin aber zunächst als Körper, nicht als brillanter Geist wahrgenommen, Haltung, Bewegung, nonverbale Signale werden von Menschen mit Demenz stärker „für wahr genommen“ als Worte.

Ver-rücken: In einer anderen Welt

Körper gehen oder werden bewegt. Thomas Klie ist der Übergang von der Sakristei in den Gottesdienstraum wichtig. Auch die Teilnehmenden an einem Gottesdienst gehen hinüber –beim Glockenläuten, bei der Eingangsmusik, beim Votum: Sie sind Teilnehmende an einem Gottesdienst, sie sind Gemeinde! Dazu braucht es gewisser Fertigkeiten: Ein Gesangbuch halten, sitzen, still sein, singen, Gebete und Psalmen erkennen.

Warum ist das wichtig? Im Film „Einer flog über das Kuckucksnest“⁶ verlässt die von Jack Nicholson gespielte Hauptfigur mit anderen Insassen einer psychiatrischen Anstalt gegen die Regeln das Gelände, um gemeinsam ein Fischerboot zu mieten. Glücklicherweise kommen Wind und Wellen auf und seine Begleiter bekommen Angst, aber Nicholson ermutigt sie: „Ihr seid Fischer!“ Die Männer sind keine gegängelten Patienten mit Störungen mehr- sondern Fischer, die den Herausforderungen der See trotzen.

Die Teilnehmenden am Gottesdienst sind dies: Gottesdienst Feiernde!

Inklusive Gottesdienste mit Menschen mit einer Demenz- dies lässt Angehörige und auch Mitarbeitende in der Pflege die alten Menschen einmal in einem anderen Kontext erleben: In der Kirche, im Gottesdienst, als Menschen mit Kompetenzen, die noch Lieder und Gebete auswendig können. Im gemeinsamen Gottesdienst kann ausgedrückt werden, was vielleicht in Worten nicht mehr möglich ist oder vorher nicht möglich war. „Ich wusste gar nicht, dass Vater religiös war.“ In inklusiven

⁶ Einer flog über das Kuckucksnest. Deutsch (Mono), Englisch (Dolby Surround), Spanisch (Mono). Warner Home Video 2005.

Gottesdienst wird abgebildet, was in jedem Gottesdienst geschieht und was Grundlage der diakonischen Gemeinde ist: Alle Teilnehmenden sind sie selbst mit ihrer Geschichte, ihren Kümmernissen und Wünschen- und sie stehen gleichzeitig in anderem Licht als Feiernde. Dies ist auch der diakonische Grundstein, der in jedem Gottesdienst gelegt wird. Stephan Haas plädiert dafür, statt des fürsorglichen Blicks auf die „Armen und Schwachen“ den Blick „von unten“ aus der eigenen Vulnerabilität heraus einzuüben.⁷ Wir können dies aus der Erfahrung inklusiver Gottesdienste auch positiver formulieren: Die Menschen mit Demenz sind nicht „unten“, sondern neben und mit denen, die (noch) nicht dementiell verändert sind.

Träumen

Der Gottesdienst führt in eine fremde Welt ein: Eine andere Sprache, andere Riten und Abläufe.

Wohnbereiche für Menschen mit einer Demenz werden manchmal durch besondere Symbole gekennzeichnet, eine zeigerlose Uhr, zerschmelzende Dali-Uhren signalisieren: Hier gilt ein anderes Zeitverständnis. Es ist von der „fremden Welt Pflegeheim“ oder „fremden Welt Demenz“ die Rede. Auch wenn das innere Erleben bei einer Demenz von uns außen Stehenden nicht wirklich erfasst und verstanden werden kann und auf keinen Fall schön geredet werden sollte, gibt es doch tröstliche Metaphern dafür. Erich Schützendorf, ein Pionier im Verständnis von dementiell veränderten Menschen, spricht von der „blauen Stunde“⁸, einer „Traumzeit“, wo Wirklichkeit und Traum, Erinnerung und Phantasie sich treffen und mischen. Eine Zeit, in der durch einen Gegenstand, einen Geruch, einen Ton längst Vergangenes präsent und „wahr“ wird. Für Schützendorf sieht diese Anderwelt so aus: „Mein Leben wurde bestimmt von Rationalität, Funktionalität, Nützlichkeit, Zweckmäßigkeit, Verwertbarkeit, Logik und Planbarkeit.“ Aber im Alter werde wichtiger „die Sinnlichkeit, das Spielerische, das Lustvolle, die Gefühlswelt, das Kindhafte, das Poetische und Fantastische.“⁹

Und ist nicht auch der Eintritt in eine Kirche oder einen für den Gottesdienst bereiteten Raum ein solcher fremder Ort- der Ort des Zwilichts, der gedämpften,

⁷ Hans Stephan Haas, Diakonische Gemeinde. In: Studienbuch Diakonik. Hrsg. Volker Hermann/Martin Horstmann. Bd. 2. Neukirchen2006, S. 306.

⁸ Erich Schützendorf, Meine Lebensverfügung für ein gepflegtes Alter. München-Basel 2017, S. 63.

⁹ Schützendorf, S.103.

aber auch leuchtenden Farben, bevölkert mit Figuren aus längst vergangenen Zeiten? Fulbert Steffensky¹⁰ nennt die Kirche das „Haus, das die Träume verwaltet“- nun, vielleicht nicht verwaltet, aber in dem sie ihren Raum haben. Josef mit dem bunten Kleid, Josef der Zimmermann haben sich von Träumen leiten lassen und wurden durch sie geführt. Gottesdienst ist beides: Feier Gottes inmitten unserer Realität und Traumzeit.

Vergegenwärtigen

Menschen mit einer Demenz, heißt es, seien oft zeitlich verwirrt- sie wissen die Tageszeit nicht mehr, nicht mehr, welcher Tag heute ist. Der Hochzeitstag- war der nicht gestern? Was für ein Hochzeitstag? Vergangenes wird gegenwärtig, Gegenwärtiges vergessen.

Das christliche Kirchenjahr gibt Halt und Orientierung, in dem es dem Lauf der Jahreszeiten folgt: Ostern ist im Frühling, das Erntedankfest im Herbst, Weihnachten im Winter. Aber das Kirchenjahr verläuft auch quer zur chronologischen Zeit. Advent- der Anfang- wird gegen Ende des Jahres begangen. Und die klassische Adventsgeschichte ist der Einzug Jesu in Jerusalem- ja, was jetzt? Die Geschichte vom erwachsenen Mann, der noch gar nicht geboren ist? Am 26. Dezember ist noch Weihnachten- und gleichzeitig wird der in Bethlehem gemordete Kind gedacht, was noch eine gewisse zeitliche Logik hat, aber auch an den Märtyrer Stephanus, der ja erst nach Pfingsten aktiv wurde. Am wildesten geht es an Epiphania zu: Da kommen die drei Weisen zum Stall, aber eigentlich gedenken wir der Taufe des 30jährigen Jesus im Jordan. Eben war der noch so klein- und jetzt? Das Kirchenjahr verwirrt Zeiten, verdichtet und dehnt sie, synchronisiert. Es relativiert die uns bekannte zyklische oder lineare Zeit. „Zeit“ und „Ewigkeit“ sind andere Dimensionen als die uns bekannten messbaren Abläufe. Daran erinnert das Kirchenjahr, daran erinnern uns Menschen mit Demenz. Jesus ist ein Baby im Stall und gleichzeitig ein junger Mann- wo ist das Problem?

Die zeitliche Verwirrtheit von Menschen mit Demenz resultiert aus ihrer Erkrankung. Das ist die eine Seite. Wir erleben im Kirchenjahr, im Gottesdienst aber auch eine Relativierung dessen, was wir als Zeit kennen und messen. Wir kennen das im

¹⁰ Fulbert Steffensky, Das Haus, das die Träume verwaltet. Würzburg 1998.

Alltag, wenn wir einmal „die Zeit vergessen“. Dorothee Sölle schreibt über die Verbundenheit mit ihrer verstorbenen Mutter über die Zeit:

„Sie rennt viel schneller als ich will
Und trennt mich mit Gewalt
Sie sagt du mußt noch leben
Die Mutter war schon alt

Ach Zeit du willst mich betrügen
Ich leb doch nicht im Takt
Den du mir vorgibst mit Lügen
Von Schluß und Zuende und Fakt

Ich atme doch verbunden
Mit jedem Blatt das rollt
Und die Mutter ist nicht verschwunden
Am Fenster der Baum voll Gold“¹¹

Präsent sein

Menschen mit einer Demenz vergessen oft, wer die nächsten Angehörigen sind. Sie halten den Pfarrer für den ehemaligen Sportlehrer, erkennen im Hydranten den gefährlichen Metzgershund wieder. Personen werden verkannt. So wie es Abraham und Sara in Mamre erging: Kamen da drei erschöpfte Wanderer oder war das einer, waren das Engel, Luftspiegelungen oder Gott selbst?

Manche Menschen mit Demenz reden mit Verstorbenen. Längst Vergangenes wird lebendig und gegenwärtig. Das macht rational denkenden Menschen Angst. Wir feiern dies aber in jedem Gottesdienst- wir singen mit den himmlischen Chören, wir feiern als Gemeinde der noch Lebenden und der Toten. Aus der Theologie der Befreiung kennen wir noch Gottesdienstordnungen, in denen der Verstorbenen und Getöteten mit deren Namensnennung und dem Ruf „presente“ gedacht wurde.

¹¹ Dorothee Sölle, loben ohne lügen. Gedichte. Kleinmachnow 2000, S. 49.

„Presente“- jetzt anwesend- das mag hinter mancher Erkenntnis stecken, die wir „Verwechslung von Personen“ nennen.

Spielen

Menschen mit fortgeschrittener Demenz verstehen Sprache immer weniger. Oft kreieren sie eigene unverständliche Wortschöpfungen. Da sind sie im Gottesdienst in bester Gesellschaft: Maran atha, kommet zuhauf, ewiglich, Amen- die christliche Tradition ist gewürzt mit solch geheimnisvollen Worten. In den Psalmen, in alten Liedern wird eine Sprache gesprochen, die manche jüngere Menschen kaum noch verstehen. Wir müssen sie nicht vollständig verstehen, modernisieren, rational vollständig ausleuchten: wir können uns fallen lassen ins Fremde wie es Menschen mit Demenz tun. Die Kirche „verreckt an ihrer Sprache“¹², wie es sprachelegant prophezeit wird, wo sie sich auf anbiedernden Betroffenheitsjargon einlässt, aber ganz sicher nicht, wo sie alte, auch nicht mehr verständliche Worte kultiviert, ihnen ein Zuhause bietet. Das Sinnentleerte, das keine Informationen transportiert, das „Magische“ machen nach Byung-Chul Han den Glanz und die Verführung von Sprache aus.¹³ Der Sabbat gilt auch für die Sprache, die von ihrer arbeitenden, Informationen transportierenden Funktion entlastet wird.

Hören

Ja, aber die Predigt...spielt im Gottesdienst mit Menschen mit einer Demenz nicht die Hauptrolle. Doch jede Predigerin sollte den Ehrgeiz aufbringen, ihr wenigstens einmal zu einer Nominierung für die beste Nebenrolle zu verhelfen. Geist und Verstand sind nicht alles, aber auch sie müssen Raum finden. Es gibt gute Pro- und Contra-Argumente für eine symbolgestützte oder auf ein sicht- und tastbares Symbol konzentrierte Predigt, auch dafür, auf eine Ansprache zu verzichten. Ich gehöre inzwischen zu der Fraktion, die eine „normale“ Predigt bevorzugt, kürzer, konzentrierter und einfacher. In „gemischten“ Gottesdiensten im Pflegeheim ist eine Predigt für manche Menschen noch ein intellektuelles Highlight, im inklusiven Gottesdienst freuen sich Angehörige und andere Mitfeiernde über einen Zuspruch.

¹² Erik Flügge, Der Jargon der Betroffenheit: Wie die Kirche an ihrer Sprache verreckt. München 2016.- Hurra, wir leben noch!

¹³ Byung-Chul Han, S. 75.

Und man sollte die Luzidität dementer Menschen nicht unterschätzen. Wenn sie nicht verstehen, gehen sie in sich oder setzen mit einem „Aufhören!“ Grenzen. Das macht etwas demütiger. Und wie oft habe ich schon im Land „Normalien“ gehört: „Sie haben doch da neulich bei uns gepredigt- das war toll! Ich weiß jetzt nicht mehr, um was es ging, aber das war richtig gut.“ Das „Wort“ wirkt offensichtlich noch über andere Kanäle als über den Verstand und die Erinnerung. Es hat daher auch im Gottesdienst mit dementen Menschen seinen Ort. als ein „wort auf der seite riesigem weiß“, wie es Hans Magnus Enzensberger im Altersgedicht „Kirschgarten im Schnee“ beschreibt:

„und doch ist da,
eh die seite, der ort, die minute
ganz weiß wird,
noch dies getümmel geringer farben
im kaum mehr deutlichen deutlich.“¹⁴

Fühlen

Eben hat die alte Frau noch gelacht, jetzt ist sie auf einmal verängstigt. Der Besuch war doch so gut verlaufen und jetzt weint sie. „Der hat mich beklaut!“ ruft sie. Fünf Minuten später höre ich sie lachen. Menschen mit einer Demenz haben tiefe Empfindungen, ihre Stimmungen können aber rasch umschlagen.

„Das ist meines Herzens Freude und Wonne, wenn ich Dich mit fröhlichem Munde loben kann..... Sie aber trachten mir nach dem Leben...sie werden den Schakalen zur Beute werden“ (Psalm 63,6.11).

Was heute an den Psalmen befremdet, was in Gesangbüchern geglättet wird-, das Nebeneinander von tiefer Freude und Gottesliebe und plötzlicher Wut und durchdringendem Hass- in der Lebensphase Demenz ist das fast normal. Klagen, jammern, wüten, loben, lachen- die Psalmen fassen alles. Sie sind das ideale Gebetbuch für Menschen, die starke Emotionen leben. Hier werden sie nicht gemahnt oder beschwichtigt. Alles darf sein.

¹⁴ Hans Magnus Enzensberger, Kirschgarten im Schnee. In: Atem der Erde. Lyrik der vier Jahreszeiten. Ed. Ata Scheib. Stuttgart 2013, S. 120.

Ent-werden

Und dann ist es doch wieder der Psalm 23. In jedem Gottesdienst! Dies ist nicht nur so, weil Menschen mit Demenz „sowieso vergessen haben, dass wir den schon das letzte Mal gebetet haben“ oder „sich freuen, wenn ihnen etwas Vertrautes begegnet“. Das Beten des Psalms ist eine „Wieder-Holung“ von längst Vergangenen, das gegenwärtig wird. Rituelle Wiederholungen setzen die Form über das subjektive Erleben- das macht sie in der heutigen Zeit so unbeliebt. „Wer sich ihnen hingibt, muss von sich selbst absehen. Rituale erzeugen eine Selbst-Distanz, eine Selbst-Transzendenz. Sie entpsychologisieren, entinnerlichen ihre Akteure.“¹⁵ Dass Rituale entinnerlichen und entindividualisieren, wissen auch Diktaturen und nutzen ausgestaltete politische Rituale zum Ent-hirnen. Ent-Innerlichung und Ent-Werdung, sind fürchterlich, andererseits aber auch ein menschliches Bedürfnis. Hier ist nicht nur an Fußball oder andere Events zu denken, sondern auch an neue, individuellere Formen wie Marathonlauf, Teezeremonie oder der zum „Waldbaden“ aufgewertete Spaziergang. Ich-Überschreitung wird in mehr oder weniger „ekstatischen“ Erlebnissen gesucht. Formen und Rituale gelten als „unauthentisch“ und äußerlich, wie auch die sog. „Sekundärtugenden“ (Höflichkeit, Pünktlichkeit usw.), aber die äußere Form kann die innere schützen. Dorothee Sölle beschreibt dies in ihren „geschichten von gestorbenen“ :

„Der alte professor

Er wußte nicht mehr, wozu eine zahnbürste gut ist

Wie man einen schuh anzieht

Selbst seinen namen kannte er nicht immer

Aber es wäre ihm nie eingefallen

Vor mir sagt eine freundin

Aus der tür zu gehen

Er hielt sie auf“ .¹⁶

Von Menschen mit Demenz wird gesagt, dass sich das „Ich“, ihre „Persönlichkeit“ immer mehr auflöse- so beschreiben wir außen Stehende ihre Veränderung, so

¹⁵ Byung-Chul Han S. 15.

¹⁶ Dorothee Sölle, op.cit., S-49.

nehmen sie es oft selbst angstvoll wahr. Erich Schützendorf: „Dabei bin ich zu dem Ergebnis gekommen, Menschen mit Demenz nicht als Kranke, sondern als Reisende zu sehen, als Menschen, die sich auf einer Reise vom Verstande weg befinden.“¹⁷ Der Verlust des Verstandes, der eigenen Person ist kein lohnendes Reiseziel. Menschen mit Demenz wissen das besser: „Ich will heim!“ ist neben „Ich will zu meiner Mutter“ ein häufig gehörter, auch bei zunehmendem Sprachverlust noch artikulierter Satz. Rituale sind „symbolische Techniken der Ein-Hausung“, die Zeit und Raum bewohnbar machen¹⁸ Die Liturgie kann Behausung, weiter und schützender Raum sein, der das sich auflösende Ich beherbergt und Heimat verheißt- gegenwärtig im Gottesdienstvollzug, der immer auch Hinweis auf die andere, „ewige“ Heimat ist.

Ruhen

Manchmal nicken Menschen mit einer Demenz (und nicht nur sie) beim Gottesdienst ein. Bei vielen sieht dies nur von außen so aus, da sie sich konzentrieren und „nach innen schauen“. Andere schlafen tatsächlich ein. Das ist der Sinn des Sabbats: das Ruhen. Einschlafen können heißt, eine sichere, angenehme, heilsame Umgebung zu haben, in der los gelassen werden kann. In der Antike wurden psychische Erkrankungen manchmal durch Schlaf behandelt: Die Kranken kamen in den Tempel, eine andere, sichere Umgebung. Und dort durften sie in Sicherheit schlafen.

„Zur Ruhe gebracht habe ich meine Seele.

Wie ein gestilltes Kind bei seiner Mutter,

wie das gestillte Kind, so ist meine Seele in mir.“ (Psalm 131).

„Was wir von euch als Kirche wollen, ist Ruhe“, sagte mir in einem Workshop zur Begleitung pflegender Angehöriger eine Teilnehmerin, die in einer „säkularen“ Selbsthilfeorganisation tätig ist. Ich hatte aufgezählt, was wir alles so machen (Diakonie, Mittagstische, Besuchsdienste....). Gefragt ist bei alten Menschen und bei pflegenden An- und Zugehörigen aber auch ein Raum und eine Zeit, in der sie einmal nichts müssen- in einem Kirchenraum, bei einem Gottesdienst, bei einem Klosterwochenende.

¹⁷ Schützendorf, S. 105.

¹⁸ Byung-Chul Han, S.10.

Segen empfangen

„Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.“

Eine in jedem Gottesdienst gehörte Zusage. Gottes Shalom ist höher als die Vernunft, er gilt nicht nur denen, die sich auf ihren Verstand berufen, kann von ihnen womöglich auch gar nicht erfasst werden. Er bewahre die Herzen- in der Sprache der Bibel das zentrale Denk- und Fühlorgan. Und die Sinne, über die wir leben- sie werden hier nicht leibfeindlich abgewertet, sondern unterstehen dem Shalom Gottes. Bewahrt wird alles „in Christus“, er ist die Klammer, er ist der Leib, der Identität gibt. Persönlichkeit, Identität- das erleben Menschen sich nicht selbst, sie brauchen sich auch nicht „neu zu erfinden“ oder zu machen. Nicht im Verstand, in den Leistungen, auch in der Erinnerung lebt unser „Selbst“, sondern es ist aufgehoben in Christus- auch, wenn es zu zerfallen scheint. Wie schäbig, leidvoll und verletzlich ein Leben auch scheinen mag, es muss nicht dem Diktat des Erfolges oder des Glücklichseins unterliegen, wenn es denn nur gesegnet ist. Für viele Menschen mit einer Demenz und nicht nur sie ist daher der Segen nicht nur Schluss- und Endpunkt des Gottesdienstes, sondern dessen Höhepunkt. Dies kann noch unterstrichen werden, wenn Liturg oder Liturgin zum Abschied die Hand geben- so treten sie aus dem Mantel der Liturgie wieder in ihre immer noch vorhandene Identität ein: „Ich habe dich bei deinem Namen gerufen, du bist mein.“

Gottesdienst gemeinsam mit Menschen mit einer Demenz- das heißt auch, mit Hilfe der alten Menschen Altes und Gewohntes neu zu entdecken. Es anders zu sehen. Das Erleben, die Bedürfnisse und Sehnsüchte der Menschen, die im „Anderland“ leben, unterscheiden sich kaum von denen anderer Menschen „Falls Sie nicht wissen, wo Anderland liegt: Es liegt leicht ver-rückt direkt neben Normalien.“¹⁹

Urte Bejick

¹⁹ Schützendorf, S. 105.